

Riccardo Bonfranchi

Kommensurabilität

Dialoge über das Vergleichen

ATHENA | wbv

Riccardo Bonfranchi

Kommensurabilität
Dialoge über das Vergleichen

Diskurs Philosophie

Band 29

Riccardo Bonfranchi

Kommensurabilität

Dialoge über das Vergleichen

ATHENA | wbv

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Insbesondere darf kein Teil dieses Werkes ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form (unter Verwendung elektronischer Systeme oder als Ausdruck, Fotokopie oder unter Nutzung eines anderen Vervielfältigungsverfahrens) über den persönlichen Gebrauch hinaus verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für alle in diesem Werk verwendeten Warennamen sowie Firmen- und Markenbezeichnungen können Schutzrechte bestehen, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind. Deren Verwendung in diesem Werk berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese frei verfügbar seien.

Das Erscheinen dieses Buches wurde mit freundlicher Unterstützung der Gedächtnisstiftung Paul Schmitt ermöglicht.

Ein ATHENA-Titel bei wbv Publikation

© 2024 wbv Publikation
ein Geschäftsbereich der
wbv Media GmbH & Co. KG

Gesamtherstellung:
wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld
wbv.de

ISBN (Print) 978-3-7639-7463-4
ISBN (E-Book) 978-3-7639-7464-1
Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

1	Grundsätzliches zur Kommensurabilität	9
2	Was vergleichen Schmerztabellen?	27
3	Was vergleichen Intelligenztests?	35
4	Sind Analogien nicht immer auch Vergleiche?	43
5	Behinderung und der Vergleich mit der Nicht-Behinderung	51
6	Deontologie – Utilitarismus: Weltbilder im Vergleich	67
7	Kapitalismus im Vergleich zum Sozialismus	77
8	Empirische Ethik im Vergleich mit nicht empirischer Ethik	87
9	Männlich – Weiblich: Der ewige Vergleich	103
10	Moderne – Spätmoderne: Der Vergleich im Zeitenwandel	123
11	Alt – Jung: Vergleiche, die nie stimmig und immer falsch sind	141
12	Klassen und Klassifizierungen in einer endlosen Vergleichsschleife	159
13	Verteilungsgerechtigkeit ist immer auch eine Vergleichs-Gerechtigkeit	177
14	Gradationen der Freiheit in ihrem Vergleich	189
15	Ethische Dilemmata sind Vergleiche, die nie aufgehen	203
16	Monotheismus – Polytheismus: ein gottloser Vergleich	217
17	Sport: Vergleiche pur (?)	237
18	Kann man Gutes und Böses miteinander vergleichen? Ja, man kann!	249
19	Technik: Segen oder Fluch? Eine Vergleichsabwägung	261
20	Urteilen und Vergleichen ist dasselbe	285
21	Geld: Der Inbegriff des Vergleichs	301
	Literatur	3II

Vorbemerkung

»Vergleich dich nicht mit anderen.« Oder: »Der Vergleich hinkt.« Das sind Aussagen, die uns im Alltag häufiger begegnen. Wir Menschen vergleichen (uns) ständig – aber warum eigentlich? Welchen Sinn haben Vergleiche? Was nutzt es uns, wenn wir Vergleiche anstellen? Und in welchen Bereichen des Lebens stellen wir sie warum an?

Diese und viele ähnliche, andere Fragen liegen dem nachfolgenden Essay von Riccardo Bonfranchi zugrunde: Für die unterschiedlichsten Bereiche des Lebens untersucht er, welche Relevanz und welchen Stellenwert Komensurabilität haben kann. Er stellt den Vergleich abstrakt aus der philosophischen Perspektive dar, ausgehend von der These, dass das Vergleichen »ungleicher Dinge« innerhalb eines Diskurses dazu dient, eine Synthese herbeizuführen. Die Gegenüberstellung ungleicher Dinge und die Annäherung hin zu einer dritten Perspektive soll Menschen in ihrer Lebenswelt Orientierung bieten, so Bonfranchi. Wie das gelingt, zeigt er facettenreich, indem er sich auf politischer, ethischer und alltagsweltlicher Ebene mit dem Vergleichen beschäftigt. Um bei aller Theorie praxisnah zu bleiben, greift Bonfranchi konkrete Themenkomplexe heraus – Behinderung, Weltbilder, Verteilungsgerechtigkeit, Sport, Technik oder Gutes und Böses sind nur einige davon. Die Erschließung der gewählten Themen erreicht Bonfranchi durch den Aufbau der Kapitel in Dialogform: Die Sprechenden erarbeiten in ihrem Gedankenaustausch die vergleichenden Positionen auf eine menschlich sehr nachvollziehbare Weise (bspw. im Kapitel »Was vergleichen Schmerztabellen?«).

Bonfranchi erhebt mit seinem Essay nicht den Anspruch, ein hochwissenschaftliches Werk zu schaffen, auch wenn er seine Aussagen mit dem Rückbezug auf viele Betrachtungen wissenschaftlicher philosophischer Texte untermauert. Vielmehr kommt der Text subjektiv und lebensnah daher – und ist oft auch mit einem Augenzwinkern formuliert. Beispielsweise, wenn man beim Lesen bekannte Klischees an Situationen entdeckt, in denen sich die Protagonisten und Protagonistinnen der Dialoge bewegen.

Es gelingt Bonfranchi, auf verständliche Weise ein Thema in den philosophisch betrachtenden Blick zu nehmen, das uns alle angeht. Damit bietet „Komensurabilität“ einen gut zu lesenden Querschnitts-Überblick des Vergleichens in vielen Lebenslagen und regt zum Weiterdenken an.

Bielefeld, im März 2023

ATHENA | wbv

I Grundsätzliches zur Kommensurabilität

Oder: Warum wir immer alles mit allem vergleichen müssen?

*»Man sollte sich nie mit anderen vergleichen, da die meisten verbogener als wir selbst sind.«
(Willy Meurer deutsch-kanadischer Aphoristiker)*

*»Das Gehirn arbeitet auf der Basis von Vergleichen. Getreu dem Motto: Was einmal funktioniert hat, wird es auch ein zweites Mal.«
(Werner Katzengruber, Autor)*

1.1 Grundlegendes

Es heißt oft, jeder Vergleich setze ein Tertium Comparationis voraus. Nein! Der Vergleich ist ursprünglich, er konstituiert das Tertium Comparationis als einen aus dem Vergleich abgeleiteten und danach weiterverwendeten Begriff. Das Vergleichen ist eine spontane menschliche, tierische, pflanzliche, atomare Fähigkeit, gleich ursprünglich mit der Entstehung von Tag und Nacht.¹

Zur Erläuterung: Tertium Comparationis ist ein lateinischer Begriff der Rhetorik und bedeutet wörtlich »das Dritte des Vergleichs«. Damit wird die Gemeinsamkeit zweier verschiedener, miteinander zu vergleichender Gegenstände oder Sachverhalte in Metaphern und bei der Metonymie bezeichnet.²

Dinge oder auch Menschen, die für uns einen Wert darstellen, vergleichen wir ständig miteinander. Wenn wir etwas nicht mit etwas anderem vergleichen können, so sprechen wir von einer Inkommensurabilität. Das heißt, die Dinge oder die Menschen sind unvergleichbar. Die Frage, ob es das überhaupt gibt oder ob nicht immer, ausnahmslos alles mit etwas anderem in eine Beziehung gesetzt werden kann, lassen wir hier vorerst einmal unbeantwortet.

1 Vgl. Kohlmayer, Rainer: Bissiger Mund! Alphabetische Aphorismen. In: Die Schnake, Ausgabe 15/16, 2000

2 Tertium Comparationis: Wikipedia (Zugriff: 28.01.2022)

Im Wörterbuch der philosophischen Begriffe lassen sich nur zwei sehr kurze Beschreibungen der Begriffe »kommensurabel«³ und »inkommensurabel«⁴ finden: »kommensurabel, lat., mit einem gemeinsamen Maß messbar. Gegensatz: inkommensurabel. Inkommensurabel, lat., unmessbar, das, was nicht mit einem gemeinsamen Maß gemessen werden kann. Der Begriff stammt aus der antiken Geometrie und diente dort z. Bez. der Irrationalität geometrischer Größen, z. B. der Länge der Diagonalen Wurzel aus 2 im Quadrat mit der Seitenlänge 1.«⁵ Im Lexikon Philosophie werden die Begriffe »Vergleiche, Kommensurabilität, Inkommensurabilität«⁶ überhaupt nicht erwähnt.

Diese Begriffsbestimmungen sind nicht sehr aussagekräftig, können aber trotzdem als erste Basis für die weiteren Ausführungen dienen. Beide Begriffe, der positive wie der negative, beziehen sich auf den Begriff des Maßes. Maß könnte man demnach als Referenzbegriff verstehen. Allgemein (d. h. seit C. F. Gauß) werden Maße als Einheiten der Länge, der Masse und der Zeit verstanden. Dies gilt für die Mechanik. Beispiele hierfür sind Zentimeter, Gramm und Sekunde. Alle diese Begriffe sind geeicht, d. h., man ist von einem Urmeter ausgegangen und hat diesen definiert. Das Gleiche gilt für Gewichte (Masse) sowie für die Zeit.

In der Philosophie kennt man das proportionierte Maß von Aristoteles (Mesotes). In seiner Tugendlehre wird etwa vom Begriff der Tapferkeit ausgegangen, wobei Tapferkeit eine erstrebenswerte Tugend wäre. Sie weist aber an ihrem jeweiligen Endpol Tugenden auf, die nicht unbedingt erstrebenswert sind, wie einerseits die Tollkühnheit und andererseits die Feigheit. Nun kann es aber sein, dass sich je nach Situation dieser Maßstab verschieben kann: Wenn es um die Rettung eines anderen Menschen geht, ist es tugendhafter, ein gewisses Maß (!) an Tollkühnheit an den Tag zu legen, während es beim Ausbruch eines Tsunamis eventuell tugendhafter ist, sich möglichst rasch in Sicherheit zu bringen. Die hier von mir gewählten Beispiele zeigen sehr anschaulich auf, dass es sich im Gegensatz zur Mechanik eben nicht um klar definierte, geeichte Maßstäbe handelt, sondern dass es stets im Ermessen des Individuums liegt, wie es die jeweilige Situation einschätzt, welche Tugend und wie viel oder wenig Tugend es einsetzt.

3 Regenbogen, Arnim; Meyer, Uwe (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Begründet von Friedrich Kirchner und Carl Michaelis, fortgesetzt von Johannes Hoffmeister. Verlag Felix Meiner, Hamburg 2013, S. 349

4 Dies., a. a. O., S. 317

5 Dies., a. a. O., S. 317

6 Jordan, Stefan; Nimtz, Christian (Hrsg.): Lexikon Philosophie: 100 Grundbegriffe. Verlag Reclam, Stuttgart 2011

Wie man Dinge, Geschehnisse, Bahnhöfe, Sinn-Inhalte und vieles mehr aus dem Orient mit In-Etwa-Parallelen aus dem Okzident vergleichen kann, hat in unnachahmlicher Weise der französische Philosoph Roland Barthes in einem kleinen Büchlein in höchst unterhaltsamer Art demonstriert.⁷ Auch Luhmann muss in bestimmten Konstellationen auf den Vergleich zurückgreifen und schreibt: »Vergleich ist eine unentbehrliche Voraussetzung jeder Kausalfeststellung. Wo die Wissenschaft an dem Versuch, invariante Beziehungen zwischen bestimmten Ursachen und bestimmten Wirkungen (Kausalgesetze) festzustellen, scheitert, muss sie daher auf die vorausliegende vergleichende Methode zurückgreifen; ist doch jenes Scheitern nichts anderes als Ausdruck der Tatsache, dass es ›andere Möglichkeiten‹ gibt«⁸.

»Die klaren und offensichtlichen Unterschiede wie all jene, die der französische Soziologe Pierre Bourdieu sozialkritisch als ›feine Unterschiede‹ beschrieben hat – bestimmen unser Leben. Wir vergleichen und werden verglichen. Wir nehmen Maß und werden gemessen. Wir unterscheiden und grenzen ab«⁹. Dies schreibt der Wissenschaftsjournalist Lotter in seinem Buch der Unterschiede. Ohne hier diese Veröffentlichung kritisieren zu wollen, soll aber doch angemerkt werden, dass es allein mit dem Aufzeigen von Unterschieden aus meiner Sicht nicht getan ist. Man muss sie auch werten, was Lotter im Übrigen ständig tut. Es sind aber die Vergleiche dieser Unterschiede, die m. E. zu einer Gerechtigkeit führen können, sofern man denn diese überhaupt als Ziel ins Auge gefasst hat. Diese Gerechtigkeit ist für Lotter von ausschlaggebender Bedeutung. Eine Lösung hierzu, so meint Lotter, liegt in der Vielfalt jeglicher Erscheinungen. Gegen eine Vielfalt ist nichts einzuwenden. Nur ist »Vielfalt« ein wertfreier Begriff und ich frage mich deshalb, wie allein dadurch Gerechtigkeit entstehen kann. Ich versuche deshalb, nicht der Gerechtigkeit, sondern der Erkenntnis wegen, nicht die Unterschiede, sondern die Vergleiche in ihrer jeweiligen Art zu fokussieren.

Wir stellen demnach fest, dass bestimmte Strukturen miteinander verglichen werden können. Dabei wird deutlich, dass es bestimmte Teile gibt, die sich sogar decken können, also sich kongruent zueinander verhalten, und andere eben nicht. Die kongruenten und nicht kongruenten Elemente dieser Struktur können nun in eine Abstandsrelation gesetzt werden. Bredibach formuliert das folgendermaßen: »So lassen sich dann für jede Daten-

7 Barthes, Roland: Das Reich der Zeichen. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 2019 (21. Aufl.)

8 Luhmann, Niklas: Zweckbegriff und Systemrationalität. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 1973, S. 168 f.

9 Lotter, Wolf: Unterschiede. Wie aus Vielfalt Gerechtigkeit wird. Verlag Edition Körber, Hamburg 2022, S. 19

reihe die relativen Distanzen ihrer Profilkennnung zu anderen ins System eingelesebenen Datenkonturen erfassen«. ¹⁰ So lassen sich starke, schwächere oder gar keine Übereinstimmungen bei Vergleichen feststellen. Damit wiederum können wir Ähnlichkeiten erkennen, die für Vergleiche eine unabdingbare Voraussetzung darstellen. Wenn zwei Strukturen in keiner Art und Weise Ähnlichkeiten aufweisen, können sie nicht miteinander verglichen werden. Breidbach ist daran interessiert, auf naturwissenschaftlicher Basis, anhand statistischer Auswertungen, solche Vergleiche herzustellen. Diesen Anspruch erhebe ich hier in keiner Art und Weise. Vielmehr geht es darum, Elemente miteinander in Verbindung zu bringen, die im Grunde vom Vergleich leben oder bei denen der Vergleich ein konstituierendes Merkmal ihrer Existenz ist. Nicht mehr, aber keinesfalls weniger. Vergleiche können somit als die Suche nach dem Ähnlichen, nach dem Nicht-ganz-Gleichen verstanden werden. Aber wir werden sehen, dass man Vergleiche auch anstellt und NICHT das Ähnliche sucht, sondern im Gegenteil das Gegenteil. Man sucht den Widerpart, die Anti-These und ich frage mich dann, wie konnte das geschehen? Wie kann man etwa den Monotheismus besser finden als das Gegenteil, den Polytheismus? Ist das Gute dem Bösen ähnlich? Wohl kaum. So betrachtet kann es, zugegebenermaßen, immer auch Ähnlichkeiten, Analogien geben, aber darauf richte ich nicht mein Augenmerk. Die hier vorgestellten Vergleiche suchen nicht die Ähnlichkeit als Entsprechung, sondern sind eher am Gegenteil interessiert. ¹¹

Die Vergleiche, egal welcher Art, lassen sich immer anhand dreier Gesichtspunkte bewerten. Wir können von »besser«, »schlechter« oder »gleich gut« ausgehen. Dass man diese Vergleiche dann noch weiter differenzieren kann, im Sinne von »Das ist in etwa gleich gut oder es ist nur unwesentlich schlechter«, ändert an der Aussage der Komparative »schlechter« und »besser« nichts. So stellen wir fest, was bei gewissen Dingen oder Menschen gleich ist, um dann zum Verschiedenen zu gelangen, das wir wiederum einer Bewertung unterziehen. So spielt sich dieser Vorgang, egal ob bewusst oder weniger bewusst, immer wieder, tagtäglich in unserem Leben ab. Es kann sich dabei um sogenannte kleine Dinge handeln wie Butter oder Margarine, es kann sich natürlich ebenso um sogenannte große Dinge handeln wie: Soll ich jetzt heiraten oder später, ein Kind zeugen oder nie, und wenn ja, was ist daran gut oder nicht gut etc.

¹⁰ Breidbach, Olaf: Deutungen. Zur philosophischen Dimension der internen Repräsentation. Verlag Velbrück, Weilerswist 2001, S. 32

¹¹ Vgl. Schiller, Hans-Ernst: Ähnlichkeit und Analogie. Zur Erkenntnisfunktion des mimetischen Vermögens. Verlag Frank & Timme, Berlin 2021

»Jeder Vergleich, können wir sagen, ist ein Eingriff, der die Ordnung der Dinge unter dem Aspekt ihrer Gleichartigkeit neu entwirft. ... Einmal der Prozedur des Vergleichs unterworfen, wird alles Einzelne zum Besonderen eines Allgemeinen, zu einem Fall, der eine Regel betätigt – darüber hinaus gilt es nichts.«¹² Konersmann beleuchtet in seinem Buch der Maße vornehmlich die Gleichartigkeit, die eine Voraussetzung für das Messen überhaupt darstellt. Mir geht es hier eher um die Andersartigkeit von Dingen, die mit anderen Dingen (oder Menschen) in einen Bezug gesetzt werden oder gesetzt werden müssen. Nicht die numerische Erfassbarkeit ist mein Ziel, sondern die Abgrenzung von Dingen oder Menschen voneinander, was, wie bereits erwähnt, i. d. R. mit deren Bewertung einhergeht.

Es darf darüber hinaus nicht verschwiegen werden, dass das Vergleichen durchaus negative Konsequenzen haben kann, die ich aber – zugegebenermaßen – nicht weiter untersuchen werde, da ich vom Wert des Vergleichens als eine *conditio humana* ausgehe, d. h. eine Bedingung, ohne die das menschliche Denken und Handeln nicht möglich ist. »Der Sozialpsychologe Abraham Tesser hat nachgewiesen, dass die Bedrohung des Selbstwertes durch Vergleiche mit anderen zu typischen Neidreaktionen führt: werden wir konfrontiert mit einer Person, die in der für uns bedeutsamen Dimension einen höheren Wert erzielt, lässt sich das Aufkeimen von Neid an den oft unbewussten Reaktionen ablesen, den Neid abzuwehren und seinen Schmerz im Keim zu ersticken.«¹³

1.2 Den Vergleichen auf der Spur

Auch das bekannte Höhlengleichnis von Platon stellt im Grunde einen Vergleich dar. Gaarder formuliert das so: »Es geht Platon darum, dass das Verhältnis zwischen der Finsternis der Höhle und der Natur draußen dem Verhältnis zwischen den Formen der Natur und der Ideenwelt entspricht.«¹⁴ Dabei kann man nicht davon ausgehen, dass Platon der Meinung ist, dass die Natur uns Menschen feindselig gestimmt wäre. Aber sie ist im Vergleich zu den Ideen, die sich der Mensch macht, schon sehr fremdartig und oft auch bedrohend für uns.

12 Konersmann, Ralf: *Welt ohne Mass*. Verlag S. Fischer, Frankfurt/M. 2021, S. 52

13 Hartlieb, Gabriele: *Sehnsucht. Was Menschen bewegt*. Kreuz Verlag, Freiburg i. Br. 2012, S. 15 f.

14 Gaarder, Jostein: *Sofies Welt*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2012 (18. Aufl.), S. 111

Aber damit nicht genug. Goebel und Schwind greifen auf eine von Ross gemachte Unterscheidung zurück, in der er, ohne es näher auszuführen, Komparabilität und Kommensurabilität differenziert. Goebel und Schwind führen aus, dass man unter Komparabilität eine Vergleichbarkeit innerhalb einer metrischen Skala verstehen kann. Dies im Sinne von mehr oder weniger oder: viel – mehr – am meisten etc. Die erste Stufe ist positiv und benennt z. B. ein Adjektiv. Die zweite, komparative Stufe benennt eine Steigerung, beispielsweise mehr, größer, stärker, besser, dichter etc. Die dritte Stufe, Superlativ benannt, kennzeichnet i. d. R. die höchste Steigerungsform wie am größten, das Dichteste, die Stärkste etc. Man geht demzufolge von einem Grundwert aus. Dieser Grundwert kann dann mit einem anderen Wert verglichen werden, indem man von mehr oder auch weniger oder am wenigsten ausgeht. Somit kann ein anderer Grundwert bestimmt werden, der dann auch wieder als ein eigener Grundwert angesehen werden kann. In meiner vorliegenden Abhandlung werde ich eher von Kommensurabilitäten ausgehen, bei denen es nicht um ein spezifisches Mehr-oder-Weniger geht, sondern um prinzipielle Vergleiche, wie man im 2. Kapitel beispielhaft nachvollziehen kann.

Es ist nun eine These von mir, dass die hier abstrakt vorgestellte Problematik des Vergleichens ungleicher Dinge, im Laufe der Zeit, im Laufe ihrer Entwicklung immer die Tendenz entwickelt, ein Drittes zu gebären, zu konstruieren, zu konstituieren. Diese Entwicklung, die an die Theorie von Hegel erinnert, dass in jeglicher These bereits die Antithese enthalten ist, die dann wiederum zu einer Synthese verschmolzen wird, die ihrerseits wieder zur These wird (ad infinitum), wird hier anhand von Beispielen aufgezeigt. Sie sollen belegen, dass wir a) ständig vergleichen und b), dass es immer eine Tendenz gibt, diese Inkommensurabilitäten mithilfe einer Drittlösung aufheben zu können. Inwieweit dies dann auch gelingt, sei hier vorerst einmal dahingestellt. Wir bewegen uns in der klassischen Dialektik. Dies wiederum bedeutet vorerst, dass sich Widersprüchliches gegenseitig ausschließt. Es ist aber eben immer wieder festzustellen, dass wir diese Unüberbrückbarkeit nicht aushalten (wollen), nicht akzeptieren und deshalb – je nachdem – bemüht sind, Brücken zu konstruieren und zu bauen.

Wir Menschen haben immer wieder den Drang, gegensätzliche Dinge, Konstellationen einordnen zu können. »Was nicht in bestehende Kategorien passt, ist irritierend und wird leicht Gegenstand des Hasses«¹⁵, schreibt die Philosophin Svenja Flasspöhler. Die hier aufgezeigten Beispiele sollen

15 Flasspöhler, Svenja: Sensibel. Über moderne Empfindlichkeit und die Grenzen des Zumutbaren. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2021, S. 54

dies erläutern und belegen. Es ist Penner, der sich in Bezug auf Kommensurabilitäten und insbesondere Inkommensurabilitäten in Gesprächssituationen Gedanken gemacht hat. Auch wenn man sich in Gesprächen uneins ist, d. h. kein Einvernehmen findet, besteht eben doch, wie bereits erwähnt, ein gegenseitiges Verständnis, dies im Sinne von Verstanden-Haben, was die andere Person meint. Nur ist man nicht damit einverstanden. Aber das ist dann wieder eine andere Sache. Mir geht es lediglich darum, aufzuzeigen, dass es auch bei Inkommensurabilitäten immer schon gewisse Gemeinsamkeiten gibt, man könnte auch von Übereinstimmungen sprechen. Die Schlussfolgerungen, die dann daraus gezogen werden, sind eben andere. »Dieser Gedanke folgt dem Muster, ohne Übereinstimmung kein Dissens, das heißt ohne Einheit keine Unterschiede, ohne Affirmation keine Negation, ohne Universalität keine Relativität. Gäbe es eine solche Gemeinsamkeit nicht, wären weder Verständnis noch Missverständnis oder Unverständnis denkbar. ... Anders ausgedrückt, ohne eine Minimalvorstellung von Universalität ist so etwas wie Relativität nicht einmal denkbar«¹⁶.

Nach Bateson gibt es vielfältige Version der Welt.¹⁷ Um etwas miteinander vergleichen zu können, braucht es immer zwei »Etwasse«¹⁸. Diese »Etwasse« müssen über Unterschiede verfügen, die aber, so hier meine Meinung, in irgendeiner Art und Weise miteinander in einer Beziehung stehen. Wechselseitig geschieht etwas in ihnen, mit ihnen. Bateson: »Es gibt eine tiefe und unbeantwortbare Frage hinsichtlich der Natur jener ›zumindest zwei‹ Dinge, die gemeinsam den Unterschied hervorbringen, der dadurch, dass er einen Unterschied macht, zur Information wird«¹⁹.

1.3 Vergleiche: Hin zur Praxis

Beginnen wir an dieser Stelle mit einem Kinderbuch²⁰. Darin geht es u. a. um Vergleiche von Organen in unserem Körper, von Wetter, von heiß und kalt, von Wegstrecken, von großen Krabblern und ganz kleinen Tierchen, von den

16 Penner, Peter: Das Einvernehmen. Grundriss einer phänomenologischen Konsenstheorie. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br. 2014, S. 287 f.

17 Vgl. Bateson, Gregory: Geist und Natur: Eine notwendige Einheit. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 1987, S. 86 ff.

18 Ders., a. a. O., S. 87

19 Ders., a. a. O., S. 87

20 Gifford, Clive: Das grosse Buch der Vergleiche. Gross wie ein Wolkenkratzer, klein wie eine Maus. Illustriert von Paul Boston. Moses Verlag, Kempen 2021 (6. Aufl.)

größten und den schwersten Tieren, von Mega-Appetit und von kolossalen Kothaufen und vieles andere mehr. Dabei wird auch darauf hingewiesen, dass wir Menschen ständig »Dinge vergleichen«. Die Kinder sind aufgefordert, sich Gedanken über Vergleiche zu machen, die auf den ersten Blick nicht direkt miteinander in einem Zusammenhang stehen. So wird gefragt: »In welchem Verhältnis stehen Tsunamiwellen und Gebäude, Bäume und Jumbojets oder Spinnen und Salzkörner?«²¹ Dabei wird den jugendlichen Lesenden dieses Buches, das in der Hauptsache aus Bildern und Illustrationen besteht, versprochen, dass sie »Unglaubliches entdecken« werden. Dem stimme ich, wenn man sich mit Vergleichen beschäftigt, vorbehaltlos zu.

Aber man darf sich keinen Illusionen hingeben. Die im Folgenden dargestellten Gegensätze, die einen Vergleich überhaupt erst ermöglichen, existieren zumeist nie einer reinen Form. Bereits Hume stellte fest, dass »Gutes und Böses, Glück und Elend, Weisheit und Torheit, Tugend und Laster«²² niemals in reiner, sondern i. d. R. immer in einer vermischten Form existieren. Vorteile auf der einen Seite, sind deshalb immer mit Nachteilen auf der anderen Seite verbunden – dies gilt für beide Seiten. Trotzdem und vielleicht gerade deswegen haben wir das Bedürfnis, diese Gegensätzlichkeiten vereinen zu wollen. Aber nicht immer entsteht aus diesen Gegensatzpaaren ein neues Drittes. Jene sind jedoch auch nicht meine hier dargestellten Erörterungen. Es geht mir ausschließlich um die Vergleichbarkeit oder auch die Nicht-Vergleichbarkeit von Gegensatzpaaren und somit darum, erklären zu können, dass wir Vergleiche wie Mann-Frau, alt-jung, Kapitalismus-Sozialismus, Monotheismus-Polytheismus etc. brauchen, weil wir sie als Fundament unseres kulturellen Zusammenlebens sowohl gewohnt sind, sie aber auch benötigen. Sie geben uns Halt und stellen den Halt dar, auf dem wir stehen, auf dem wir unsere Kultur errichten. Sie sind demnach mehr als nur einfache Gegensätze. In den Gegensätzen steckt viel mehr, es steckt der immer wiederkehrende, stete Vergleich; ein Abwägen, ob ich mich mehr zu dieser oder zu jener Seite hingezogen fühle und letztlich in diesem Prozess, der bis an mein Lebensende nie abgeschlossen ist, zu meiner Identität finde. Folglich geht es immer um das Suchen des rechten Maßes und dies auf beiden Seiten, wenn wir hier einmal einfachheitshalber davon ausgehen, dass es nur zwei Seiten gibt. Nach Luhmann stellt dies eine Komplexitätsreduktion dar. Ich suche also nach dem Äquilibrium, der Ausgeglichenheit von sich widersprechenden Inhalten, Theorien, Gedankengebäuden u. Ä. Ob

21 Ders., a. a. O., o. S.

22 Hume, David: Die Naturgeschichte der Religion. Verlag Felix Meiner, Hamburg 2000 (2. Aufl.), S. 69

ich es jeweils finden werde, weiß ich nicht. Aber der Versuch reizt mich und ist, so sehe ich die Sache, immer auch lohnenswert. So lässt sich konstatieren, dass Vergleichen nie eine exakte Wissenschaft sein kann, was zugegebenmaßen für mich den Reiz von Vergleichen eher erhöht. Es geht immer um ein Abwägen und das habe ich in diesem Buch anhand mehrerer (größerer) Beispiele darzustellen versucht. In wohl keinem dieser Beispiele kann ein Mittelwert, den man ja bekanntlich auf drei verschiedene Arten berechnen kann, erhoben werden. Weder der Median (Zentralwert), noch das arithmetische Mittel (Durchschnitt), noch der Modus als häufigster Wert helfen bei den von mir ausgewählten Beispielen, eine exakte, naturwissenschaftlich abgesicherte Aussage treffen zu können.

Vergleichen, so könnte man sagen, ist identitätsstiftend, lebensnotwendig. Durch diese Vergleiche erkläre ich mir die Welt, kann mich dergestalt orientieren und habe nicht das Gefühl, orientierungslos im All zu schwimmen. Hier auf der Erde entwickeln sich Gegensatzpaare, sei es organisch oder künstlich-ideell, die mich herausfordern und denen ich mich stellen muss, stellen will, weil ich spüre, dass meine Entscheidung dafür oder dagegen für mich selbst notwendig ist. Demnach geht es um die Frage, was Erkenntnis ist? Oder anders formuliert: Es geht um das Verhältnis von Wahrheit zu weniger Wahrheit oder was hält einem Vergleich stand? Irgendwann müssen wir etwas für wahr halten und neigen uns dann zu dieser Seite hin. Aber woher wissen wir, welche Seite bei einem Vergleich die richtige ist? Und was ist hierfür der Maßstab? Es geht um den Unterschied zwischen Für-wahr-Halten und Wahr-Sein. Entscheidend könnte die Frage nach dem Warum sein. Das entspräche dann einer Begründungsleistung. Und diese wiederum führt zur Frage nach der Letztbegründung und ob es eine solche überhaupt gibt oder geben kann? Die Suche nach einer Letztbegründung führt in das bekannte Münchhausen-Trilemma, demzufolge sich bei der Frage nach der Letztbegründung drei Möglichkeiten ergeben. Dieses auf Nietzsche zurückgehende Bild, das von Albert dargestellt wird, lautet folgendermaßen:

- »1. Der unendliche Regress: Auf der Suche nach letzten Gründen geht man immer weiter zurück – bis ins Unendliche (regressus ad infinitum).
2. Der fehlerhafte logische Zirkel: Man stößt auf scheinbar letzte Gründe, die man aber selbst schon vorausgesetzt hatte (circulus vitiosus).
3. Der Abbruch des Begründungsverfahrens durch eine Entscheidung durch Dezision: Im Gegensatz zu den beiden anderen Wegen ist dieser zwar praktikabel, aber unbefriedigend, weil er die Antwort auf

Begründungsfragen von einem bestimmten Punkt an einfach verweigert.«²³

Wie nun Apel seinerseits auf das von Albert dargestellte Trilemma reagiert hat, soll hier nicht weiterverfolgt werden.

Ein in der Wissenschaftstheorie klassisches Beispiel liefert Kuhn²⁴ mit der Inkommensurabilität wissenschaftlicher Paradigmen.²⁵ Revolutionär für die weltweite Community war die These von Kuhn, dass die Entscheidung, ob ein wissenschaftlich fundiertes Paradigma von einem anderen abgelöst wird, nicht allein durch einen Bewertungs-, d. h. Vergleichsprozess zustande kommt, sondern immer auch starke irrationale, emotionale Elemente enthält. Es sind demnach vielmehr Prozesse am Werk, die z. B. auf einer Mehrheit begründet sind, warum an einem Paradigma festgehalten wird, oder es finden intuitiv begründete Prozesse statt, die ein Paradigma am Leben erhalten. »Ein neu entstandenes Paradigma wird aufgrund der Anerkennung durch eine Mehrheit oder aufgrund intuitiver Zustimmung zum herrschenden Paradigma bestimmt«²⁶. Damit verstößt man im Grunde gegen die Regel, dass wissenschaftliche Erkenntnisse immer auf der Basis von Reliabilität, Validität und Objektivität bewertet werden müssen. Mehrheiten und Intuitionen haben hier demzufolge keinen Platz. Deswegen kam Kuhn dann zu einer aufsehenerregenden These, dass Wissenschaft nicht immer so rational ist und die Thesen oft nicht miteinander verglichen werden können, weil sie in ihrer Bewertung im Kern eben inkommensurabel sind. Zu einer vergleichbaren Haltung hatte sich bereits Feyerabend geäußert, als er schrieb: »Es bleiben ästhetische Urteile, Geschmacksurteile, metaphysische Vorurteile, religiöse Bedürfnisse, kurz es *bleiben unsere subjektiven Wünsche* (kursiv i. O.) ...«²⁷

23 Albert, Hans: Traktat über kritische Vernunft, Tübingen 1980, S. 13, nach Karl Otto Apel, zitiert nach Reese-Schäfer, Walter: Karl-Otto Apel zur Einführung. Verlag Junius, Hamburg 1990, S. 46

24 Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 1976. Auch: Hoyningen-Huene, Paul: 2022: 100 Jahre Kuhn, 60 Jahre Structure. In: www.praefaktisch.de (Zugriff: 01.06.2022)

25 Vgl. Stillwaggon Swan, Liz; Bruce, Michael: Thomas Kuhns Inkommensurabilität wissenschaftlicher Paradigmen. In: Bruce, Michael; Barbone, Steven: Die 100 wichtigsten philosophischen Argumente. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2012, S. 242 ff.

26 Vgl. Stillwaggon Swan, Liz; Bruce, Michael: Thomas Kuhns Inkommensurabilität wissenschaftlicher Paradigmen. In: Bruce, Michael; Barbone, Steven: Die 100 wichtigsten philosophischen Argumente. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2012, S. 343

27 Feyerabend, Paul: Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 1976, S. 385

Wenn man nun davon auszugehen hat, dass Vergleiche doch nicht so eindeutig zu fassen sind, wie es die klassisch-empirische (Natur-)Wissenschaft nur allzu gern zu erklären bereit ist, gelangt man zur Frage des Relativismus. Vergleichen heißt immer auch »gegeneinander abwägen« und das geschieht in aller Regel relativ. Man setzt eine Seite in Relation zur anderen. Dies ist dann der Fall, wenn man sich nicht eindeutig für eine Seite entscheiden kann. Dieses Szenario wird bei allen hier aufgezeigten Beispielen der Fall sein. Ursache für diese Fragestellung ist die Tatsache, dass es eben keine objektiv gültige Methode der Rechtfertigung gibt, die klar, eindeutig und vernünftig die eine Seite als die richtige und die andere als die falsche deklariert und dies auch so belegt. So ist es eben nicht und das ist auch der Grund, warum es überhaupt Vergleiche gibt, geben MUSS. Urteile gegenüber einer Sache können sich widersprechen und können trotzdem gleichermaßen gültig sein. Klassisches Beispiel ist die Haltung bei indigenen Völkern, dass man seine Eltern, bevor sie alt werden, töten muss oder sie in den Tod schickt (Eis-Wüste, Sand-Wüste). Diese Gruppen sind überzeugt, dass es für ihre Eltern besser sei, wenn sie im Jenseits noch in guter körperlicher Verfassung sind, wenn sie dort ankommen. Diese Haltung ist für uns sicherlich nicht akzeptabel und die Fakten widersprechen sich fundamental, aber die Werte sind identisch, denn jeweils geht es darum, dass es den alten Eltern gut gehen möge.²⁸

Demnach wird das aus unserer Sicht Richtige oder das Falsche zum Gegenstand. »Die Vielfalt an Werthaltungen und Moralen ist in einer globalisierten Welt so gross und zugleich so präsent wie zu keiner anderen Zeit. Sie reicht von den Weltanschauungsaxiomen, die eine ganzheitliche Deutung des menschlichen Seins und allenfalls seiner Bestimmung zum Inhalt haben, bis zu den davon deduzierten konkreten Handlungsanweisungen«, schreibt Frick. So bin auch ich der Meinung, dass zu jedem Erklärungsmodell immer sofort ein alternatives entsteht. Das ist das eine. Das andere ist die Sichtweise, die wir einem Fakt gegenüber einnehmen und wo wir den Maßstab anlegen. Hierzu das folgende Beispiel: »Wenn die Maximierung der Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind die ersten neun Monate nach der Geburt überlebt, als Erfolgsmaßstab gilt, sind die USA objektiv fortgeschrittener als Afrika und Indien. Wenn die Maximierung der Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind die

28 Vgl. Frankena, William K.: Analytische Ethik. Eine Einführung. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1994 (5. Aufl.), S. 133

29 Frick, Marie-Luisa: Moralischer Relativismus. Antworten und Aporien relativistischen Denkens in Hinblick auf die weltanschauliche Heterogenität einer globalisierten Welt. Verlag LIT, Wien 2010, S. 231

ersten neun Monate nach der Empfängnis überlebt, als Erfolgsmaßstab gilt, sind Afrika und Indien objektiv fortgeschrittener als die USA«³⁰.

Daraus folgt, dass ich auf einen absoluten Gültigkeitsanspruch verzichte. Eine einzige wahre Moral, Sichtweise, Haltung, den einzig wahren Wert lehne ich ab. Dabei gehe ich davon aus, dass bei einer Beurteilung eines Phänomens immer vier kognitivistische Erkenntnismodi zur Anwendung gelangen: 1. Offenbarung (spiritueller Natur), 2. Vernunft, 3. Natur (Naturalismus), 4. Intuition. Diese Erkenntnismodi ergeben natürlich ein hohes Maß an Komplexität, die m. E. bei allen Urteilen in irgendeiner Verteilung immer entscheidend ist, schließt schon allein eine universalistische Haltung aus. So ergibt sich eine Methodenvielfalt, die nicht ohne Auswirkung auf die Werte sein kann, die wir einem Phänomen zumessen.

Klotz ist in seinem Buch³¹ bemüht, eine Struktur im Bereich des Wertens darzustellen. Er unterscheidet zwischen

1. Orientierung durch Vergleiche und Maßstäbe
2. Begegnen und einschätzen
3. Wahrnehmen, analysieren und werten
4. Verantwortetes und unverantwortetes Urteilen
5. Weisen des Wertens

Ich beschränke mich hier auf den ersten Punkt. Klotz³² hebt hervor, dass wir insbesondere immer dann vergleichen, wenn wir mit etwas Neuem konfrontiert werden. Wir benötigen den Rückgriff auf Bekanntes, weil es uns Sicherheit verleiht. Aber auch bereits Bekanntes wird mit anderem Bekanntem verglichen. Wir stellen Bezüge her und diese sind von unseren eigenen Wertvorstellungen geprägt. Die Beispiele in diesem Buch legen anschauliches Zeugnis davon ab, wie unterschiedlich solche Werte verstanden, definiert, ausgelegt werden können. Klotz ist der Meinung, dass diese Vergleiche – er bewegt sich stark in einem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich (Beispiel von drei Tagesreisen oder einer Hektare oder des Tagwerks etc.) – auch der Zuverlässigkeit und der Orientierung dienen. Dem widerspreche ich klar und deutlich. So sind denn für Klotz Maßstäbe und Maße beim Vergleichen von entscheidender Bedeutung. Dass dem nicht so ist,

30 Shweder, Richard A.: Moralische Landkarten. In: Huntington; Harrison (Hrsg.): Streit um Werte. Europa Verlag, Hamburg 2002. In: Frick, a. a. O., S. 233

31 Klotz, Peter: Werten. Zur Praxis mentaler, pragmatischer und sprachlicher Orientierung. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2019, S. 67 ff.

32 Ders., a. a. O., S. 67

zeigen die hier dargestellten Beispiele. So muss auch Klotz zugestehen, dass vornehmlich im Bereich der Währung nur noch von Fiktionalitäten gesprochen werden kann, weil sich das Maß (welches denn?) in sich selbst schon lange verloren hat. Der Währung ist deshalb in diesem Buch ein eigenes Kapitel gewidmet. In der Kunst sind Vergleiche ebenso müßig und werden durch den Bedarf bestimmt. Darauf werde ich hier nicht näher eingehen. Es ergibt keinen Sinn, einen Picasso mit einem Van Gogh zu vergleichen. Natürlich könnte man sie, was die Pinselführung, den Einfall des Lichts, die Verwendung und die Zusammenstellung der Farbpigmente anbelangt, miteinander vergleichen. Aber das ist nicht mein Anliegen. Die Aussage, dass ein Ballett, eine Sonate oder eben eine Skulptur von Rodin »unvergleichlich schön« sind, sagt mehr über die Person aus, die dies ausgesagt hat, als über das angesprochene Kunstwerk.

Bezüglich der Inkommensurabilität gehen Wolf und Schaber davon aus, dass es sich um aufeinander nicht reduzierbare Werte handelt wie Freiheit, Gleichheit, Fairness etc.³³ Diese Elemente bezeichnet Schaber als irreduzibel. Er führt im Weiteren aus, mit Bezug auf Raz, dass es Werte geben kann, die miteinander nicht kommensurabel sind. Als Beispiel führt er den Wert des Geldes und den Wert einer Freundschaft an. Mit Raz ist Schaber wohl der Meinung, dass diese beiden Werte nicht kommensurabel sind. Wer dies annimmt, hat nicht verstanden, was Freundschaft ist, weil Freundschaft eben nie mit Geld aufgewogen werden kann. Trotzdem werden wir immer wieder in solche Vergleiche hineingezogen. Wir können nicht ohne diese Vergleiche sein, nicht ohne sie leben, handeln, eine Meinung haben. Ob es allerdings einen Ur-Wert gibt, auf den sich solche Vergleiche zurückführen lassen, einem Gott gleich, das sei hier dahingestellt. So bin ich wie Schaber³⁴ der Meinung, dass wir den »relevanten Vergleichswert« noch nicht gefunden haben, und neige persönlich dazu anzunehmen, dass wir ihn nie finden werden. Das entbindet uns jedoch nicht davon, diese ewige (Grals-)Suche aufrechtzuerhalten.

Eine Abgrenzung: Vergleichen darf m. E. nicht mit Messen gleichgesetzt werden. Es ist schon so, dass heute alles, auch das Soziale³⁵, immer weiter vermessen, in Excel-Tabellen, Statistiken etc. erfasst wird. Ob diese Messungen allerdings dazu dienen, den Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen, oder ob sie sogar umgekehrt mehr Kontrolle dieser Menschen bedeu-

33 Vgl. Wolf, Jean-Claude; Schaber, Peter: Analytische Moralphilosophie. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br. 1998, S. 191

34 Dies., a. a. O., S. 200

35 Mau, Steffen: Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Verlag Suhrkamp, Berlin 2017

ten, möchte ich hier dahingestellt sein lassen. Dieser Vergleich würde den gegebenen Rahmen sprengen. Vergleichen sagt per se nichts über die Menge der Daten aus, die miteinander verglichen werden (sollen). Ob man immer alles vermessen muss, ist für mich fraglich, aber die Entwicklung hat dazu geführt. Aber ohne Vergleiche würden wir uns, wie bereits erläutert, im Nirgendwo verlieren, weil wir als Menschen von Vergleichen abhängig sind wie von Wasser und Luft. Ohne Vergleich finden wir keine Orientierung, kein oben, kein unten und würden schwerelos nicht im Weltall, sondern in der Welt herumschwirren.

Fassen wir zusammen: Es werden im Folgenden Theorien, Geschehnisse, Phänomene, von Menschen gemachte Ideen, Überzeugungen, Werte etc. jeweils einer Güterabwägung unterzogen. Hier stellt sich die Frage der Kommensurabilität, d. h. ihrer Vergleichbarkeit. Dies ist ein ungeheuer schwieriges Unterfangen, wenn man sich erst einmal darauf eingelassen hat. Wie kann a mit b verglichen werden, wenn sowohl die Herkunft, die Ausgestaltung, die Verwendbarkeit sowohl von a als auch von b völlig unterschiedlich sind. Geht das überhaupt oder muss man sich nicht einfach damit begnügen, dass man a und b nicht miteinander vergleichen kann? Dem widerspricht schon seit jeher die normative Kraft des Faktischen. Wir können gar nicht anders als permanent zu vergleichen, weil wir ansonsten den Boden unter den Füßen verlieren würden, auch wenn dieser noch so schwankend, brüchig und unsicher ist. Wir benötigen oben und unten, auch wenn wir manchmal nicht mehr wissen, welche Teile oben oder unten sind. Diese Ungewissheit ist unser Wissen. Mehr haben wir nicht und stellen fest, dass wir immer wieder in solche Wertefragen eingebunden sind.³⁶

Wie zuvor erwähnt, es geht hier um Vergleiche. Dazu habe ich völlig willkürlich diverse Beispiele herangezogen. Diese versuche ich, immer mehrperspektivisch zu beleuchten. Es sind exemplarische Beispiele und jedes Beispiel wird nicht erschöpfend abgehandelt. Das ist hier nicht möglich und auch nicht intendiert. Es geht um die Vergleiche, wie man ein Geschehnis, ein Phänomen betrachten kann. Letztlich ist alles immer eine Interpretationssache. Davon bin ich tief überzeugt. Das heißt, es gibt immer unterschiedliche Gewichtungen und das Pendel schlägt mal nach links und sofort wieder nach rechts, um dann wieder nach ... etc. »Es gibt keine Tatsachen, es gibt nur Interpretationen.«³⁷ Oft ist diese Interpretation ein Kind ihrer Zeit, will sagen, vor 300 Jahren hat man das so und so betrachtet und heute

36 Vgl. Fischer; Gruden; Imhof; Strub: Grundkurs Ethik. Grundbegriffe philosophischer und theologischer Ethik. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2008 (2. Aufl.), S. 151

37 Grondin, Jean: Hermeneutik. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2009, S. 124

weiß man es besser. Hofft man wenigstens. Dies wird dann unter Historismus verbucht. Insofern erlaube ich mir, jeweils auch persönliche Meinungen beim Herstellen der Vergleiche zu äußern. Jemand anderes sieht es anders. Das liegt in der Natur der Sache und die Sache ist nicht die Sache, sondern der Vergleich, um den es hier ausschließlich geht.

1.4 Vergleiche im Dialog

Aus meiner Sicht kann man Vergleiche nur in einem Dialog wiedergeben. Ich entlehne den folgenden Gedanken von Mittelstraß. Er schreibt: »Im Unterschied zur Unterhaltung, die der gegenseitigen Darstellung dessen, was man ist und was man meint, und der gegenseitigen Mitteilung dessen dient, was der Fall ist und was der Fall sein soll, folgt der philosophische Dialog als eine von dieser und anderen Formen des Gesprächs abgehobene Form sprachlicher Verständigung dem Zweck der (philosophischen *Wissensbildung* (kursiv i. O.)).«³⁸ Im Dialog, so meine Meinung, ist es überhaupt erst möglich, Wissen und Orientierung zu transportieren. Frage und Antwort, Streit und Wider-Streit, Beweis und Widerlegung sind die Grundlagen, damit intersubjektiv gültiges Wissen überhaupt erst entstehen kann. Natürlich handelt es sich dabei um die Sokratische Gesprächspraxis, von der wir aber wissen, weil Sokrates ja nichts aufgeschrieben hat, dass es sich um eine »Platonische Idee«³⁹ handelt. Deswegen habe ich mich entschlossen, die Vergleiche in Dialogen darzustellen. Dabei geht es nicht um richtig oder falsch. Es geht auch nicht darum, dass man die Position des anderen in einem empathischen Sinne nachvollziehen kann, man muss sich nicht an die Stelle des anderen setzen können, sondern es geht, wie Mittelstraß ausführt, darum, »die Vernunftstelle zu finden«⁴⁰. Das deutet auf Mäeutik, die Hebammenkunst hin. Dabei handelt es sich auch nicht um ein Verstehen, um einen Kompromiss etc., sondern schlicht und einfach um eine Geburt, hier um die Entstehung von Wissen. Jeder will im Grunde recht haben und sich für seine Meinung, seine Haltung einsetzen. So geschieht wahres Philosophieren, weil sich dieses nicht durch ein Lehrbuchwissen ereignen kann, sondern nur durch »argumentatives Handeln unter einer

38 Mittelstraß, Jürgen: Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität. Versuch über den Sokratischen Dialog. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 1982, S. 138 ff.

39 Ders., a. a. O., S. 138

40 Ders., a. a. O., S. 148

Vernunftperspektive«⁴¹. Eine Voraussetzung dafür muss sein, dass die Dialoge konkret sind. Diese Dialoge unterscheiden sich von Inhalten aus einem Lehrbuch, weil diese Inhalte unter dem Zwang systematischer Vollständigkeit stehen. Das können Dialoge nie leisten, wollen es auch gar nicht. Es sind immer nur Ausschnitte aus einem nahezu unendlichen Meer an Inhalten. Diese (Nahezu-)Unendlichkeit lässt sich nur mittels Dialoge einigermaßen bewältigen.

Ein Dialog erlaubt zudem Änderungen der eigenen Position. Man kann sich irren und man kann dazu – im gleichen Dialog – stehen. Auch Humor sowie Vergleiche sind in einem Dialog absolut zulässig. Dialog vermittelt oft ein exemplarisches und weniger ein grundlegendes Wissen. Mittelstraß spricht hier von »exemplarischer Vergegenwärtigungsleistung«⁴². Schlussendlich bedauert Mittelstraß, dass der Dialog aus der Mode gekommen ist: Er bietet keine philosophische Orientierung mehr. Das finde ich schade und deshalb soll er im Folgenden zur Anwendung gelangen.

Wenn wir nun von einem Dialog ausgehen, so müssen wir auch festhalten, auf welche Seite sich jeweils die Waage der Argumente neigt. Diese Waage bezieht sich hier auf Werte und damit auf die Frage, welcher Wert mehr wiegt innerhalb eines Dialogs. Diese Werte sind somit die Basis der Vergleiche. Ein Vergleich ist ein Vergleich ist ein ... Aber wenn man nicht einem unendlichen Regress anheimfallen will, müssen zwangsweise Werte mit ins Spiel kommen. Ohne diese geht es nicht. Aber, so schreibt Siep: »Der Begriff des Wertes und der Wertethik ist in der neueren deutschen Philosophie problematisch, wenn nicht sogar verpönt. Das hat philosophie- und allgemein historische Gründe«⁴³. In der angelsächsischen Welt geht man mit dem Wertebegriff unbefangener um. Kümmern wir uns nicht weiter darum, sondern betrachten im Weiteren, worum es sich bei Werten eigentlich handelt. Die folgenden Thesen nach Siep sind dafür zentral:

- »1. Werte sind mit Beschreibungen verbunden.
2. Evaluative Eigenschaften von Dingen, Ereignissen, Prozessen und Handlungen sind real und objektiv erkennbar. Sie entspringen nicht subjektiven Wünschen, die auf die Welt projiziert werden.
3. Werte sind »ursprünglich« und generieren Handlungsnormen. Sie sind nicht das Resultat von Normen oder von Rechtfertigungen

41 Ders., a. a. O., S. 151

42 Ders., a. a. O., S. 155

43 Siep, Ludwig: Konkrete Ethik. Grundlagen der Natur- und Kulturethik. Verlag Suhrkamp, Frankfurt/M. 2004, S. 124

durch Gründe, sondern liegen diesen zugrunde. Sie sind auch keine bloße subjektive Ergänzung objektiver Normen.«⁴⁴

Wer einen Wert vertritt, ist davon überzeugt, dass dieser inhärent gut ist. Die Person würde ansonsten eine Haltung vertreten, die gegen sich selbst gerichtet ist. Taktische Gründe oder Spielereien lasse ich hierbei weg.

Eine nähere Betrachtung der Wertewandel scheint mir in Bezug auf die Vergleiche wichtiger zu sein. Diesbezüglich ist zu fragen, ob der Wandel eines Wertes nicht die Werte in ihrer Gesamtheit infrage stellt. Siep führt dazu aus: »Der historische Wertewandel, der auch grundlegende Werte erfassen kann, lässt sich nach verschiedenen geschichtsphilosophischen Modellen interpretieren, die aber alle nur teilweise Plausibilität besitzen. Ich will hier nur auf drei Modelle und ihre Probleme hinweisen: das Modell der zufälligen Umwandlung, die dem bloßen Geschmacks- oder Modewechsel entspricht (a), das des Fortschritts der Werte nach dem Modell der Aufklärung, manchmal auch in Parallele zur Entwicklungspsychologie (b) sowie das der funktional-soziologischen Erklärung des Wertewandels nach den Erfordernissen der jeweiligen gesellschaftlichen Organisation (c).«⁴⁵ Es gab darüber hinaus Werte, die als große Irrtümer in die Geschichte eingegangen sind, die aber für die Menschen der damaligen Zeit nahezu als ehernen Gesetze gegolten haben. Nicht alle Werte, die man aufgegeben hat, stellten sich im Nachhinein doch noch als richtig heraus und waren keine Werttäuschungen, wie man ebenfalls irrig angenommen hatte.

Beenden wir dieses Eingangskapitel mit einem Gedicht von Bertolt Brecht:⁴⁶

Als ich sah, dass die Welt abgestorben war
 Als ich sah, dass die Welt abgestorben war
 Die Pflanzen, das Menschengeschlecht und alles übrige
 Getier der Oberfläche und des unteren Meergrunds
 Wuchs aber ein Berg
 Größer als die anderen Berge und als der Berg Himalaja
 Und die Weisheit gab ihm einen großen Buckel und

44 Siep, a. a. O., S. 126

45 Ders., a. a. O., S. 160

46 Viertel, Matthias: Mit Wittgenstein bei Kerzenschein. Ein Lesebuch für Nachdenkliche. Dtv Verlagsgesellschaft, München 2020, Bertolt Brecht: Als ich sah, dass die Welt abgestorben war, S. 116

Einen größeren machte die Dummheit
 Das Licht verstärkte ihn, aber die Dunkelheit machte ihn
 Noch größer
 Also verwandelte die Welt sich in einen einzigen Berg,
 damit es von ihm heißen könne: dieser sei der größte!

In dem Gedicht ist kein Vergleich mehr möglich. Weil es davon handelt, dass irgendein Berg eben der größte ist. Da ist dann in diesem Superlativ keine Steigerung mehr möglich. Logischerweise. Aber ist der Preis hoch, zu hoch? Denn der größte Buckel kommt durch die Dummheit zustande und das kann es ja für uns Menschen nicht sein. Wir streben immerzu nach Wissen, eventuell auch ein wenig nach Weisheit. Und dieses Wissen gerät immer, so meine hier dargelegte These, in die Fänge des Vergleichs. Wir müssen und können gar nicht anders, als jedes Ding, jeden Menschen, jede Verhaltensweise, jegliches Geschehnis als eine Kommensurabilität zu verstehen und sie sofort, ständig mit etwas Gleichem, das im Kern immer nur etwas Ähnliches ist, zu vergleichen. Wir sind im Vergleich gefangen und können nicht aus ihm heraus oder es ergeht uns wie im Gedicht von Brecht, aber da sind ja keine Menschen und nichts mehr übrig. Aber noch sind wir da und deshalb brechen wir auf, um zu vergleichen. No chance, wir sind dazu verdammt. Und so tun wir es eben. Dem Mythos von Sisyphos gleich. Immer wieder, endlos ...

Im Folgenden sollen nun exemplarische, subjektiv ausgewählte Beispiele in Dialogform⁴⁷ vornehmlich aus den Sozialwissenschaften diese Vergleichbarkeit aufzeigen. Dabei erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es gibt eine Reihe von Vergleichen, auf die ich nicht näher eingehen werde. Insbesondere immer dann, wenn ich mich dabei als nicht besonders kompetent empfinden würde.

Die für die Dialoge zufällig ausgewählten Namen entnahm ich einem Vornamen-Buch⁴⁸.

47 Diese Dialogform entnehme ich: Platon. Gorgias. Verlag Reclam, Stuttgart 2014

48 Voorgang, Dietrich: Die schönsten Vornamen. Falken Verlag, Niedernhausen 1995

2 Was vergleichen Schmerztabellen?

*»Alle Dinge sind nur durch Vergleiche gut oder schlecht. Eine genügende Analyse wird zeigen, dass in allen Fällen der Genuss nur der Kontrast des Schmerzes ist. Positiver Genuss ist eine bloße Idee. Um bis zu einem gewissen Punkte glücklich sein zu können, müssen wir bis zu demselben Punkte gelitten haben. Niemals leiden heißt niemals glücklich sein.«
(Edgar Allan Poe, US-amerikanischer Schriftsteller)¹*

Aaron: männlich, aus der Bibel übernommener Vorname hebräischen Ursprungs, eigentlich »Bergbewohner, Erleuchteter«; in der Bibel ist Aaron der ältere Bruder von Moses.

Gwendolin: weiblich, aus dem Englischen übernommener Vorname, dessen Bedeutung unklar ist, eventuell zum keltischen »gwyn« (weiß).

Aaron. Nun hör doch mal zu, Gwendolin.

Gwendolin. Gib doch Ruhe, ich habe keine Lust. Mir tut alles weh.

Aaron. Was hast du denn? Ist es schlimm?

Gwendolin. Ach, das geht dich gar nichts an. Das, was ich jeden Monat habe, zum Glück.

Aaron. Ach so, verstehe. Aber gerade über Schmerz wollte ich dir etwas erzählen.

Gwendolin. Na also, worum geht's denn?

Aaron. Es geht um den Schmerz bzw. die Schmerzlosigkeit. »Heute herrscht über eine *Algophobie* (kursiv i. O., R. B.), eine generalisierte Angst vor Schmerzen«², konstatiert Han. Damit einher geht ein starkes Absinken gegenüber der Schmerztoleranz. Alle sind gegenwärtig stets bemüht, jeglichen Schmerz zu vermeiden. Der gestiegene Konsum von Schmerzmedikamen-

¹ Poe, Edgar Allan: Mesmerische Offenbarung, 1844

² Han, Byung-Chul: Palliativgesellschaft. Schmerz heute. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2020, S. 7

ten legt hiervon eindrückliches Zeugnis ab. Man könnte (fast) meinen, dass psychische und physische Schmerzfreiheit den eigentlichen Sinn des Lebens darstellen. Um wieder auf Han zurückzukommen: Dieser ist ferner der Meinung, dass man heute den Schmerz nicht hinterfragt, sondern ihm eine völlige Sinnlosigkeit zumisst. Schmerz ist in sich bedeutungslos. Welch Irrtum, denn im Schmerz liegt die Wahrheit.³

Gwendolin. Die Wahrheit? Also, ich weiß nicht. Das kann ich nicht so sehen. Da wäre mir etwas weniger Wahrheit lieber. Gut, es muss dann als Alternative ja nicht die Lüge sein. Trotzdem ...

Aaron. Klar. Es gibt auch noch viele andere Arten von Schmerz. Schmerz weist, so die Erklärung dieser Formulierung von Han, auf die Wirklichkeit, auf die Realität, auf die Lebensumstände hin, in denen wir uns tagtäglich bewegen. Auf eine gewisse, wie ich meine, Verherrlichung des Schmerzes, wie sie Han »besingt«, möchte ich hier nicht näher eingehen. Tatsache ist es aber sehr wohl, dass der Schmerz zur *conditio humana* gehört, wie das Atmen oder der Stoffwechsel. Wir können ihn nicht ausblenden, negieren, verleugnen. Er holt uns immer wieder ein und dies ab der Geburt bis zum Lebensende. Deine Schmerzen lassen ja immer noch ein paar Tagen nach. Wenn du schwanger würdest, hättest du diese Schmerzen nicht (grinst).

Gwendolin. Vergiss es. Aber ich bin schon auch der Meinung wie Han, Schmerz gehört zum Leben. Er zeigt ja unsere Empfindungsfähigkeit als lebende Wesen auf.

Aaron. Genau, du sagst es, und über das andere reden wir ein anderes Mal. Vor einigen Jahren ist man in den Krankenhäusern dazu übergegangen, den Patienten und Patientinnen jeweils eine Tabelle zu zeigen, auf denen Felder, nummeriert von 1 bis 10, aufgezeichnet sind. Damit ist dann jeweils die Frage verbunden, wie man seine momentane Schmerzempfindung auf dieser Skala von 1 bis 10 angeben würde. Auch ich bin schon mehrmals in den »Genuss« dieses Verfahrens gekommen. Aber ich habe mich jedes Mal gefragt, welchen Aussagewert diese Vergleiche, denn es handelt sich ja um solche, aufweisen. Ich soll mein eigenes Schmerzempfinden auf dieser Skala abgleichen. Bei 1 bin ich schmerzfrei und bei 10 halte ich es vor Schmerzen gar nicht mehr aus und verlange nach reinen Opiatabgaben (bitte!). Ich sage dann meistens: »6«. Eine zu tiefe Zahl erscheint mir nicht opportun

3 Vgl. ders., a. a. O., S. 43

zu sein, denn ich befinde mich ja in einem Krankenhaus, und eine zu hohe Zahl will ich auch nicht angeben, weil ich ja nicht als Schwächling, sprich: Weichei, gelten möchte (ich bin so erzogen worden). Welche Zahl würdest du denn momentan deinen Schmerzen geben? Wie stark sind sie? Von eins bis zehn, bitte!

Gwendolin. Ja, dass du ein Supermann bist, ist uns schon lange klar. Immer schön auf die Zähne beißen und den Starken spielen. Eine Zahl sage ich nicht, verweigert! Es ist so, wie es ist.

Aaron. Also noch einmal: Welchen Wert hat diese Vergleichsskala und scheint es nicht vielmehr auch so, dass sie in einem hohen Maße subjektiv ist? Das beweist ja auch deine Verweigerung.

Gwendolin. Ich habe einfach keine Lust dazu, bei Menstruationsschmerzen. Wenn ich etwas anderes hätte, würde ich es wohl machen. Ich finde diese Tabelle im Grunde nicht schlecht.

Aaron. Ich sehe das schon etwas kritischer. Wenn es mir nämlich an dem Tag, an dem ich mich bewerten soll, schlecht geht, aus welchem Grund auch immer, aber nicht aus dem Grund, wofür ich im Krankenhaus bin, bin ich vermutlich eher geneigt, 7 oder sogar 8 anzugeben. Geht es mir sehr gut, weil ich z. B. weiß, dass meine Blutwerte in Ordnung sind, dass mein Sohn die Stelle, für die er sich beworben hat, auch bekommen hat, dann tendiere ich vermutlich eher zu 4, allerhöchstens 5. Es werden hier als Vergleiche gezogen, die, so unterstelle ich doch, für den Arzt oder die Ärztin von einer gewissen Relevanz sind, denn ansonsten würde er oder sie mir doch nicht vorlegen, oder? Also schwanken meine Angaben von ca. 3,5 bis 8,5 und das macht die ganze Sache dieser Vergleiche doch äußerst fragwürdig. Findest du nicht auch?

Gwendolin. Möglich. Aber es gibt ihnen doch einen Anhaltspunkt, meine ich.

Aaron. Genau das bezweifle ich ja. Betrachten wir die Sache aus der Sicht des Arztes oder der Ärztin. Die Tabelle muss doch für die behandelte Person einen gewissen Aussagewert haben. Sie vergleicht etwa meine Angabe von gestern (knapp 5) mit derjenigen von heute (starke 8) und meint: »Da geht es ihnen heute aber wesentlich besser, das freut mich außerordentlich.« Eine andere Ärztin war der Meinung, dass die »knappe 5« von gestern vermut-